

# Krach.

Roman von Hanns von Bobeltitz.

(I. Fortsetzung.)

Das Diner war bis zum Geflügel vorgekommen. Der Chef de la Cuisine erschien erschöpft, um vor den Augen der Gäste die Rouenfer Ente, seine Spezialität und die des Restaurants, zuzubereiten. Drei Kellner trugen einen Tisch herbei und setzten das große silberne Pressoir auf. Würdevoll präsentirte der dritte die rohe Ente herum, noch würdevoller trennte der große Mann in der schloßweisen Kleidung die besten Stücke ab, schob den Rest in die Presse; die Kellner drehten an beiden Kurbelstangen, als gelte es, eine schwere Maschine in Bewegung zu setzen.

„Ich bin doch neugierig, wie sich das entwickeln wird,“ lachte der junge Offizier. „Das ist ja wie ein Ereignis.“

„Eine Ente aus Rouen bei Durand ist auch ein Ereignis!“ Baldin schien das Gespräch jetzt ganz gern vom geschäftlichen zum kulinarischen Thema überzuleiten. „Sehen Sie nur, wie der Chef aus seinen Büchsen die Sauce präparirt. Nun der ausgepresste Saft der Ente dazu; jetzt jündet er die Spiritusflamme unter der Silberplatte an.“

Er schien noch weiter sprechen zu wollen. Aber da richtete sich Frau Salestier aus ihrer ruhigen, etwas müden Haltung auf und sagte, sichtlich interessiert, zu ihrem Manne: „Rarl, bitte ... sind das nicht Möller-Siegbarde?“

Ihre Augen wiesen auf eine kleine Gruppe von drei Personen in der Mitte des Saales: einen älteren Herrn — groß, schlank, vornehm, das breite Gesicht scharf geprägt, der Blick lebhaft; daneben einen sehr eleganten jüngeren Herrn und ein hübsches Mädchen. Alle drei standen dicht bei einander und berieten mit dem Geschäftsführer. Sie schienen vergebens einen freien Tisch zu suchen.

Salestier erhob sich sofort. „Ich will mal sehen, ob sie sich zu uns setzen. Wir können ganz gut ein bißchen zusammenrücken.“ — und schritt auf den älteren Herrn zu. Sie brühten sich die Hände; Salestier begrüßte auch Sohn und Tochter, und dann trat er an den Tisch heran. Konrad Salestier war bereits aufgesprungen und stand, die Hände an der Brust, lehnend, um sich vorlesen zu lassen.

„Herr Geheimrath Möller — Sieghard! — Herr Affessor Möller — Sieghard! Erlauben Sie, gnädiges Fräulein: mein Sohn! Barbon, gnädigste Frau: Fräulein Möller Sieghard.“ Der Bankdirektor lachte breit: „Diese blödsinnige Vorstellerei! Eigentlich kennen sich die Herrschaften ja wohl alle, wenigstens vom Sehen.“

„Ja, das wird wirklich nicht die Ehre, Papa!“

„Na — dann hast du sie jetzt gehabt, Konrad! Und nun, bitte, sporne mal dein Französisch und sieh zu, ob du nicht noch ein paar freie Stühle bekommst.“

Der Geheimrath hatte Frau Salestier die Hand gefügt. Als er sich dann vor den beiden Baldins verneigte, schien es fast, als thäte er's, bei aller Höflichkeit, mit einer ganz leichten Reserve. Vielleicht erschien es wirklich nur so — gerade im Gegenfatz zu der etwas übertriebenen Besessenheit, mit der Baldin dem Inhaber des Weltgeschäfts Möller — Sieghard & Söhne, dessen Begründung noch in die Zeit Friedrichs des Großen fiel, seinen eigenen Platz anbot.

„Es ist sehr lebenswürdig, daß Sie uns in unserer Roth helfen! Bitte, Willy, bestell uns irgend etwas Leichtes zu essen, ein 'Boulet de grain und einen heißen Sekt. Ober, willst du lieber einen heißen, Bernhardine? Nein — desto besser!“ Der Geheimre Kommerzrath hatte sich zwischen das Ehepaar Salestier eingeschoben und plauderte lebhaft weiter: „Jetzt trifft man in Paris doch überall Bekannte, überall Landsleute. Eben, wie wir zum Hotel herauskamen, den Fürsten Radolin, dann zehn Schritte weiter Lenbach ... und nun Sie. Famos sehen Sie aus, gnädigste Frau. Mein Kompliment! Wie lange sind Sie schon hier? Und wo wohnen Sie, wenn ich fragen darf?“ Dabei rieb er sich die auffallend schönen, wohlgepflegten Hände, nickte seinem Töchterchen zu, lächelte verbindlich.

„Im Continental! Nun, da sind Sie vortrefflich untergekommen. Wir wohnen immer bei Maurice. Das heißt, wenn ich mir sage, so meine ich nur Willy und mich. Mein Küten dort ist natürlich zum ersten Male in diesem Sobom. Ihr Herr Sohn auch? Wo steht er eigentlich?“

„In Stolp, Herr Geheimrath. Aber im Herbst kommt er nach Berlin — zur Kriegsakademie.“ Frau Salestier sprach es mit einem schüchternen Stolz, und über ihr Gesicht legte sich ein Glückseligkeit, der sie noch mehr verjüngte. So sehr, daß drüben das junge Mädchen impulsiv zu dem Sohne sagte: „Was haben Sie für eine schöne Mama!“ Als sie es ausgesprochen hatte, erröthete sie ein wenig, schlug auf einen Moment die dunklen, langwimperigen Augen nieder und setzte schnell hinzu: „Kam-“

lich ... ich habe schon im vorigen Winter die Ehre gehabt, Ihre Frau Mama zu sehen. Im Kaiserhof ... bei dem großen Wohlthätigkeitsbazar.“

„Stolz! Auch eine schöne Gegenpart!“ hatte inzwischen der Geheimrath entgegnet. „Nun, unsere jungen Herren wissen es sich überall beaglich einzurichten. Aber Berlin und die Kriegsakademie wird er doch vorziehen. Bitte, Willy, gib mir noch eine Thörne Sekt ... danke! Ah, ich sehe, Sie sind bei der großen Staatsaktion aller Fremden, bei der Rouenfer Ente. Gerade bei Durand ist sie vortrefflich. Obwohl, wenn ich ehrlich sein soll, mir daheim eine Ente mit Maronen besser schmeckt.“

„Ganz mein Fall, Herr Geheimrath!“ brumpte Salestier. „Ueberhaupt — diese Pariser Küche! Eigentlich ohne Kraft und Saft.“

„D, man darf das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Sie hat schon ihre Spezialitäten, in denen sie unübertrefflich ist. Nun, gnädigste Frau ... und die Ausstellung? Sind Sie besriedigt? Das Große und das Kleine Palais — überhaupt, die Kunst — ich bin entzückt! Es ist das freilich, sozusagen, meine besondere Liebhaberei, und ich werde mich ihr jetzt wohl noch mehr widmen, wenn ich mich von dem leidigen Geschäft zurückgezogen habe.“

Ueber das breite Gesicht Salestiers blickte ein Lächeln. Er wußte, daß der Geheimrath seit einem halben Jahrzehnt davon sprach, sich vom Geschäft zurückziehen zu wollen, daß es aber immer bei der Absicht blieb. Warum auch? Möller war eigentlich noch zu jung dazu. Auffallend frisch und züchtig. Wie ein Mann im Anfang der Vierzig sah er aus, wenn er so wie jetzt eben lächelnd seinen starken, schwarzen Schnurrbart strich.

„Nein ... nein, mein Bester. Sie kranken gar nicht spöttische Augen zu machen. Diesmal wird's Ernst. Am 1. Oktober trete ich zurück. Ich bin an der Mitte der Fünfzig — da darf man wohl jüngeren Kräften das Feld räumen. Ist übrigens auch Familien-tradition bei uns. Und zudem mach' ich mir keinen Spaß mehr, seit Ihre Großbanten uns armen Privatbankiers das Wasser abgraben. Aber abgesehen davon: ich will endlich einmal meinen Passionen, meinen Sammlungen ... und meinem Töchterchen da leben. Nun mag mein Sohn sich an den veränderten Verhältnissen die Röhne ausbeissen. Er ist ja, — der Geheimrath sagte es mit ein wenig ironischem Lächeln — er ist ja ein ganz moderner Mensch.“

Willy Möller-Sieghard hatte neben Frau Baldin seinen Platz gefunden und schien mit dem außerordentlich zufriedenen. Er hatte sich zwar zuerst innerlich über die Reiseanfrage der beiden Herren mokirt, die allerdings mit seinem etwas überleganten Diner-jakt stark kontrastirten. Aber an der Toilette der jungen Frau fand sein verwöhntes Auge nichts auszuweisen. Er war sofort mit ihr in ein lebhaftes Gespräch verwickelt, das von der Modeausstellung von Jexil im Palais de costume auf die jüngste französische Literatur, von der auf die große Sarah als l'Anglon, und von dieser in einer genialen Kurze zu den Juwelenundern von Tiffany und Boucheron giht. Und nun befand sich Frau Paula erst in ihrem eigentlichen Element. Sie lachte zwar, als sie erzählte, wie vor den Auslagen des Königs der Pariser Juweliers zwei Damen dort Entfaltungschmerz gestöhnt hätten, aber sie fügte mit einem tolestanten Augenaufschlag hinzu: — Und ich war die dritte!“

Dann erhob sich der Geheimrath. „Wir wollen noch auf zwei Altkie in die Oper. Es wird grad nicht aufregend sein ... die 'Africainin' ist wohl nicht jünger geworden, seit ich sie zum letzten Male mit unserer unvergeßlichen Lucca sah ... aber in Paris gesehen zu sein und nicht in der Oper, das würde mir meine Harbi nie vergeben.“ Er sah sich im Kreise um und setzte unter dem Einfluß einer Augenblicksstimmung hinzu: „Uebrigens ... wir haben noch einen Platz in der Loge frei. Wenn Sie sich vielleicht anschließen wollen, mein verehrter Herr Kriegsammann.“

Konrad Salestier warf einen fragenden Blick auf seine Mutter. Dann behobte er eifrig. Mit einer schnell getroffenen Verabredung für den nächsten Vormittag zum Lunch im deutschen Restaurant der Ausstellung schied man.

Auch die anderen brachen bald auf. Draußen brauste das Boulevardleben. Dem breiten Strom, der von dem Ausstellungsgebäude kommend siber den Madeleineplatz wogte, stemmte sich bei andere entgegen, der sich aus der inneren Stadt in die Rue Royale, nach dem Place de la Concorde zu ergoß. Nur schrittweise kam man vorwärts. Ein Wagen war nicht zu finden.

Baldins hinterdrein. Es war sehr schwer, bei einander zu bleiben, so dicht war das Gedränge. Vor den langen Stuhlreihen des Cafe de la Paix flaute es völlig. Die Camelots riefen lauten die zweite Ausgabe des Soir aus, drängten sich durch die Passanten; ein paar Händler boten mitten auf dem Trottoir ihren Tand feil, billige Bijouterieen, Streichböjer, Postkarten, weiße Mäuse und kleine zahme Papageien; wie eine Mauer stand die Menge um die lebhaft gestikulirenden Burschen. Eine unendliche Wagenreihe fuhr zur rechten Oper und sperrte den Lebergang. Plötzlich fühlte Baldin den Druck der Hand seiner Frau auf dem Arm. Ihre Rechte krampfte sich förmlich ein. „Da ... wieder er!“ stieß sie hervor.

Fast unmittelbar neben ihnen, in der zweiten Stuhlreihe des Cafes, erhob sich eine lange, hagere Gestalt. Ein Mann mit einem scharfgeschnittenen, kartlosen Gesicht, vielfältig wie das eines Greises und von krankhafter Blässe. Er hatte den Hut, einen breitrandigen Filz, vor sich in den Händen. Ueber die hohe Stirn fiel eine weiße Strähne des sonst noch ungebleichten Haars hinab. Sein rechtes Auge war mit einer schwarzen Binde verdeckt. Aber das linke Auge heftete sich auf das junge Weib mit einem Ausdruck von ingrimmigem Haß und Verachtung.

„Komm schnell.“ — sagte sie zu ihrem Mann. Jetzt war nichts mehr in ihr von ironischer Ueberlegenheit. Sie zitterte. Er drängte vorwärts. Aber sie kamen nicht von der Stelle. Und nun kreuzte sich auch sein Blick mit dem des Einsamen drüben unter der bunten Menge. Da verzog sich dessen Gesicht zu einem spöttischen Lachen. Baldin streifte unwillkürlich den Nacken. Aber er zog doch den Hut, und der andere nickte ihm zu, immer noch mit demselben Höhnlichen. Jetzt endlich hob der Gardien drüben seinen Stab. Die Wagenreihe hielt — die Passanten hoben hastig vor, und die Welle trug auch Baldin und seine Frau weiter. Ihre Hand bebte noch auf seinem Arm, als sie drüben jenseits der Rue de la Paix wieder festen Fuß faßten.

„Wie ein Anarchist sah er aus —“ flüsterte sie. „Als ob er im nächsten Moment eine Bombe schleudern würde.“

Der Direktor konnte schon wieder lachen: „Ach Unsinn! Deine Nerven sind doch sonst nicht so leicht, Paula. Der Mann trägt kein Menschen etwas zu leide — höchstens sich selbst!“

## Zweites Kapitel.

Das Möller-Sieghard'sche Coupe hielt vor dem Hause Falgburgerstraße 102. Der Diener sprang vom Bod, die Wagenthür zu öffnen. Der alte Kutscher sah tersengerade, Hand am Hut.

Bernhardine stieg aus. Einen Augenblick blieb sie auf dem Bürgersteig stehen und sah sich verwundert um. Sie war noch nie in dieser Gegend gewesen, an der äußersten Grenze der Weststadt. Die Straße war erst auf einer Seite bebaut und nicht vollständig regulirt. Quer über den Damm lief noch ein kleines Schienengleise, auf dem die beim Bau der Untergrundbahn an der Kaiser Wilhelm-Gebäudehohle ausgehobenen Boden-massen hierher transportirt wurden, was das hier gelegene Gelände auszufüllen; einige Arbeitertrupps waren beim Pflosten beschäftigt; ein Asphalt-kessel stieß biden Qualem aus. Hüben war die Häuserreihe noch nicht lidenlos, aber jedes einzelne Haus erschien als riesige Miethskaserne mit fast pazifistischer Vorderfront. Wo zwischen den schon vollendeten und den im Rohbau begriffenen Häusern sich noch Baupläze einschoben, sah man auf die tiefen kahlen Hintergebäude mit ihren eintönigen Fensterreihen. Drüben, auf der anderen Straßenseite, lagen kleine Gärten, Laubenkolonien, in denen gerade die Kartoffeln geerntet wurden. Es sah ganz freundlich aus; die Ästern blühten in langen Reihen, ein paar verpödete Sonnenblumen hoben sich gelblich aus dem Grün; an den Staketen kletterten die Kürbistanten; neben einigen der Lauben und Holz-hütten, auf denen bunte Fahnen flatterten, schwellten lustige Feuerzweigen aus Kartoffeltraut. Und über all dem reitete sich der Blick auf das schier endlose Feld, das erst ganz in der Ferne, halb im Nebelbunt, eine zweite Häusermasse und ein dunkler Streif begrenzt — Salenjee und der Grunwald.

Auf der obersten der drei Stufen, die zur Hausthür führten, blieb Bernhardine noch einmal stehen und wandte sich um. Was's eine plötzlich veränderte Beleuchtung — die Aussicht nach Außen erschien ihr ganz verändert: eine weite, öde, graue Fläche, auf der sich nur hier und dort einzelne Zaun-reihen, ein paar Borwörter gleich vom Häusermeer vorgeschobene Baulichkeiten abzeichneten. Und der Himmel drüber so blaugrau, so dumpf. Ein melancholisches Bild —

Sie zog die Klinkel. Erst nach einigen Minuten gelangte die Thür auf. Nur und Treppenaufgang waren sehr elegant, fast pruntpoll.

Aber als sie einige Schritte in den Korridor gelhan hatte, tauchte aus der Portierloge ein schlecht angezogenes Weib auf mit wirrem Haar und rief ihr nach: „Zu wem woll'n Sie denn?“

„Fräulein von Rosanden wohnt doch hier? Oder ...“ sie verbesserte sich — „Graf Wellried?“

„Gartenhaus — drei Treppen! Der andre Eingang!“ antwortete die Frau und trat in ihre Portierloge zurück.

So stand sie nun wieder auf der Straße, ein wenig befangen und ver-schüchert.

Richtig, dort rechts war ja ein zweiter Eingang, ein schmales Thor — Aber davor lehnte ein Dienstmädchen, mit einem Korb im Arm, und plauderte mit einem Arbeiter der Asphaltwerke, der sich dicht neben der Thür auf den Erdboden gesetzt hatte, eine Brantweinflasche im Schooß und eine dicke Brodschnitte in der Hand.

„Johann —“

„Gnädiges Fräulein —“

„Gehen Sie mit mir hinauf. Gartenhaus.“

Das Dienstmädchen schob sich etwas widerwillig zur Seite, klopfte die junge Dame mit großen neugierigen Augen an. Wie die seidenen Röde raufste —

Schnellen Schrittes ging Bernhardine durch den halbdunklen, ziemlich engen Flur. Es war doch gut, daß sie Johann hatte mitgehen lassen.

Aber war denn das richtig hier? Gartenhaus? Das mußte ein Haus in einem Garten sein. Der Flur aber mündete auf einen schmalen Hof zwischen himmelhohen Mauern. Ein paar Sträucher freilich vertimmerten in der Mitte auf einem kleinen dürftigen Rasenfeld. Und rechts und links und geradezu waren Eingänge —

Johann schien sich zurecht zu finden. Er deutete distret nach vorn.

Eine schmale, schlecht beleuchtete, heile Treppe. Ein dürftiger Kofosläufer darauf. Und ein atembeklemmender Geruch nach Speisen — Zwiebeln — Sauerkraut. Unwillkürlich rümpfte Bernhardine das feine Näschen.

Konnte hier Lora wohnen, ihre schöne, zarte Lora? Sie hatte ja freilich auf der Schulbank immer von sich gesagt: „Ich bin so arm, daß eine Kirchenmaus ein Krösus mit gegenüber ist.“ Und ohne Grund hatte das arme liebe Ding sich gewiß nicht bei den langen Jahre im Seminar ge-äußert, bis sie nun endlich am Ziel war.

Und Graf Wellried? Der zierliche Greis mit den Allüren eines Hofmanns aus der guten alten Zeit? Der große Kunstkenner, den man überall traf, den Papa fast bei jedem Ankauf für seine Gallerie zu Rathe zog — der wohnte auch hier? —

Wunderlich! Wunderlich! Bernhardine tappte tapfer vorwärts, Stufe auf Stufe. Eigentlich mußte das doch schon die letzte Treppe sein? Noch nicht! Gut nur, daß Fräulein von Schotten zu Hause geblieben war —

Nun stand sie endlich, hochaufathmend, vor der Thür mit dem kleinen hübschblauen Messingkielb: „Graf Bruno Wellried,“ und Johann streckte dienstfertig die Hand neben ihr aus, um die Klinkel zu ziehen.

Ein verbes Dienstmädchen öffnete. „Fräulein von Rosanden zu Hause?“

Das Mädchen wußte wenigstens, was sich schiedte. Es hatte sofort einen kleinen Silbersteller zur Hand für die Karte: „Ich werde nachsehen.“

Und dann öffnete sich auch gleich eine Seitenthür, Lora zog die Freundin sofort in das Zimmer. Fast drei Jahre hatten sie sich nicht gesehen — drei endlose Jahre —

Und sie sahen, eng umschlungen, nebeneinander auf dem Sofa und berichtigten und plauderten — eine Welt hatten es sich zu erzählen. Von der Pension in Brüssel, vom ersten Ausgehen im vorigen Winter, von Paris und Scheveningen die eine; von erster liebgewordener Arbeit die andere. Mehr zu erzählen und auszu-plaudern hatte wohl jene; aber wie es immer zwischen ihnen gewesen war: Lora war die, welche mehr gab.

Allmählich wurde Bernhardine schmelzamer. Aber ihr Blick hing wie gebannt an dem garten, etwas blaffen Oval mit den feingehwungenen, ein wenig herben Lippen und den großen mandelförmigen dunklen Augen, über denen sich die dichten Brauen in vollendeter Rundung wölbten. Und wenn dann und wann ihr Auge an dem schönen Gesicht vorbeiglitte und auf kurze Momente dies Zimmer spannte mit dem Urväterausrah, der fast wieder anmutete, als sei er das Allermodernste: den tiefen bequemen Sesseln, den von der Zeit nachgebürn-ten Mahagoniflächen, den colorirten englischen Kupfern — dann sagte sie sich im stillen: „Wie merkwürdig sie hier hineinpaßt! Wie das alles zu ihr stimmt, in Form und Farbe!“

Auch Lora war ein wenig ver-stümmelt. Aber nach einer kleinen Pause fragte sie plötzlich: „Uebrigens, wir sprechen immer von uns! Wie geht es deinem verehrten Papa?“

„Oh ... Papa! Papa faulenz, wie er sagt, und das bekommt ihm vor-trefflich. Er hat nämlich meinem Bruder die ganze Last des Geschäfts aufgebürdet.“

„... Will ... deinem Herrn Bruder! Trägt er schwer daran?“ meinte Lora ein wenig ironisch.

„Kam! Er ist noch immer der gute Bruder von ehedem, wenn er sich auch manchmal eine ebruppelige Geschäfts-miene zulegt und den Ergeizigen spielt. Er trägt die schönsten Westen Berlins und die wundervollsten Schlipse.“

Mitten im Satz lachte sie laut auf, mit einem wahren Jubelton: „Bitte, bitte, thu' mir nur ein einziges Mal den Gefallen — und stelle Lora zu-recht, fast wie der Maler ein Modell stellst. Sie gab ihr ein Buch in die handabhängende Rechte, drehte den Kopf ein wenig nach dem Licht und rief endlich, in die Hände klatschend: „Da lab' ich's! Ich wußte es doch und konnte nur nicht darauf kommen. Muß's Tuppelchen wie der herrliche Gainsborough, um den Papa in Paris so heiß handelte.“

„Märrin — du!“ sagte Lora.

„Noch einen Augenblick — wenn ich doch nur ein Stückchen schwarzen Schleiers hätte ...“

Sie hatten beide nicht bemerkt, daß die Thür zum Nebenzimmer geräuschlos geöffnet wurde.

Auf der Schwelle stand der alte Graf und sah mit heiterem Lächeln auf das hübsche Bild. Er hatte die letzten Sätze gehört, nickte stummen Beifall.

Ein Gainsborough. Es mochte wohl sein. Etwas von der englischen Rasse-schönheit lag in der Lora. In dem schmalen und doch so feingrubelten Gesicht, in der wundervoll hochgewach-senen Gestalt, breit in den Schultern, zum Umfpannen im Wuchs. Auch das aschblonde Haar, das sich über der Stirn nicht dem Zwang des glatten Scheitels fügen wollte, überall in klei-nen Locken sich hervorhob, aber Linten im Nacken zu einem für die zierliche Kopfform fast allzu starken Knoten energisch zusammengefaßt war — auch dies herrliche Haar paßte zu einem Gainsborough. Das Künstlerauge des Greises hatte seine Freude an all dem. Und als jetzt Bernhardine den Wunsch nach einem „Stückchen schwarzen Schleiers“ aussprach, verschwand er auf einen Augenblick aus seinem Zimmer, um sofort mit einem feinen schmalen alten Epizhenhawl wieder zu erscheinen —

„Hier, meine Damen! Guten Tag, gnädiges Fräulein! Halt nur still, Lora ... ich möchte das auch gern haben ...“ er legte die schwarzen Epizen selbst über das blonde Haar, schlang die Enden ganz lose unter dem Kinn zusammen und trat schmunzelnd zurück: „Mein Kompliment, Lora. Aber auch für Sie, gnädigstes Fräulein! Wie sich doch feiner Kunstgeschmack vererben kann — ich schätze nämlich wirklich das Kunstverständnis Ihres verehrten Herrn Papas sehr hoch. Störe ich auch nicht?“

Die beiden jungen Mädchen waren zuerst ein wenig bekümmert gewesen. Aber jetzt sagte Lora eifrig: „Du? Nie, Onkel!“ und Bernhardine machte ihren artigen Knicks und log: „Eine Empfehlung von Papa, Herr Graf.“

Der letzte Rest von Befangenheit konnte sie doch noch nicht abstreifen. Sie hatte den Greis immer nur im Freud oder im Geßrod gesehen. Nun, im krausen kurzen Sammetjackett, mit dem lose umgeschlungenen bunten Jalstuch, kam er ihr ganz fremd vor; viel älter, viel eingefallener. Aber die Augen leuchteten so avorn und freundlich, wie ketts, und es kam so herzlich heraus, als er sagte: „Recht ist's, daß Sie sich noch Lora umsehen, gnädiges Fräulein. Man soll alte Freundschaft nicht einreisen lassen ... freilich, von Ihren Freundschaften kann man eigentlich nicht als von alten sprechen. Die glückliche Jugend! Ich bin so froh, daß nun mit Loras Heimkehr auch ein kleiner Strahl von ihr für mich ab-fällt. Wenn's mir aus grüßlich er-scheint, daß Lora sich gleich wieder in die dumpfige Schultube einzuwängen will ... ein wenig Zeit wird sie schon für den alten Onkel übrig behalten. Uebrigens ... können Sie sich Lora als Lehrerin denken?“

Ein Augenblick sah Bernhardine der Freundin voll in das schöne Gesicht. Dann lachte sie hell auf: „Nein, Graf Wellried! Wirklich nein! Es geht gar nicht. Die ganze Klasse verhält sich ja sofort rettungslos in sie, und es gibt eine Mordeifersucht unter allen Schölerinnen —“

„Oh, Harbi, ich kann sehr strenge sein.“

„Ach geh doch — du und strenge! Und überhaupt ... ich kann dich mir eigentlich nur vorstellen im Fond einer Equipage oder in einem großen Salon, von einer Schaar von Verehrern umlagert, oder als Herrin eines schönen Schlosses oder etwa in der Loge der Oper oder auf dem Rennplatz.“

„Hör auf! Hör auf! Du bist immer noch die alte liebe Schwägerin. Glaub' mir, ich werde sehr froh und glücklich sein, wenn ich erst mit meinem Pächchen Schulhefte unterm Arm in der Pferdetränke sitzen kann — wenn ich eine Pflicht habe! Ich fühle mich ganz und gar nicht geschaffen für ein Drophenbasen.“

## Reflexionen in der Höhe.

Dem Menschen selbst ist das Vorbringen in die höchsten Luftschichten durch den Mangel an genügendem Sauerstoffgehalt der dortigen Atmosphäre vorläufig unmöglich gemacht, und selbst die Verwendung von Sauerstoffballoons hilft über die Unmöglichkeit nicht hinweg, höher als 10,000 Meter bei vollem Bewußtsein vorzubringen. Man ist daher auf die glückliche Idee verfallen, statt bemanneter Luftschiffe unbemannte Ballons in die Lüfte steigen zu lassen, die mit selbstregulirenden Präzisionsapparaten zur Feststellung der jeweiligen Höhe, Temperatur, Feuchtigkeit und des Luftdrucks versehen sind. Auf diese Weise gelangt man gleichfalls (zwar ohne Gefährdung eines Menschenlebens, aber unter größerem Kostenaufwande) zu interessanten und wertvollen Aufschlüssen über manche zum Teil noch unerklärten Vorgänge der irdischen Luftschichte. Verschiedentlich wurde über die Ergebnisse der sogenannten „internationalen Ballonfahrten“ berichtet, die mit Ballon-Combes gleichzeitig in Trappes, Straßburg, Berlin, Wien, Petersburg etc. vor sich gehen. Bis vor kurzem betrug die größte Höhe, in die ein unbemannter Ballon bei diesen internationalen Fahrten gelangt war, etwa 16,000 Meter.

Neuerdings ist nun diese Höhe um ein Wesentliches überschritten worden. Wie aus Zürich berichtet wird, drang ein von der schweizerischen meteorologischen Centralanstalt lancirtes Registrierballonpaar bis zu einer Höhe von 19,000 Meter über dem Meeresspiegel empor, wobei sich ein tabellelos funktionirender subtiler Registrierinstrumente bis in die allerhöchsten Schichten ergab. Um jene 2 1/2 Meilen hohe Luftschicht zu erreichen, brauchte das Ballonpaar nur 50 Minuten, während die mehr als hundert Kilometer betragende Distanz bis zur Landung in Illmensee (an der badißch-mürttembergischen Grenze) in einer Stunde und fünfundsiebzig Minuten zurückgelegt wurde. Schon in der Höhe von etwa 13,000 Meter machte sich eine rasche Temperaturerhöhung bemerkbar, und in 19,000 Meter Höhe zeigte das mitgeführten Thermometer nur 58 Grad Celsius unter Null, während 75 bis 80 Grad Celsius erwartet werden können. Diese auffällige Wärme in den obersten atmosphärischen Schichten hängt naturgemäß mit starken Störungen in der irdischen Luftschichte zusammen.

Feldmarschall Dyama macht sich in seiner Kriegsführung gegen die Russen schon wieder eines großen Verstoßes schuldig. Er verschleiert seine Bewegungen vollständig. So ne Rücksichtlosigkeit.

Wer immer und stets weise sein will, hat noch bis zur wahren Weisheit einen langen Weg.